

*11.3.2019*

„Ach, Kürsche macht se“. Die ältere Dame sieht mir zu, wie ich den Gottesdienst in unserer Seniorenresidenz vorbereite. In diesem speziellen Bereich wohnen Menschen, die an Demenz erkrankt sind. Die Frau summt leise zur Orgelmusik aus der Box mit, guckt aber verständnislos. Als ich den Talar drüberziehe, sagt sie jenen denkwürdigen Satz: „Ach, Kürsche macht se“.

Ein Schreckgespenst geht um in Deutschland. Es nennt sich Demenz. Die Krankheit unserer Zeit: Wir wollen fröhlich immer älter werden - und können das nicht unbesorgt genießen. Umfragen zeigen, wie sehr uns die Aussicht ängstigt, wir oder einer unserer Lieben könnte an dieser schrecklichen Krankheit erkranken. Als Mensch, der mitten im Leben steht und denkt und lebt, lässt sich kaum vorstellen, sich nicht mehr zeitlich oder örtlich orientieren zu können, sich nicht mehr erinnern zu können, Menschen nicht wiederzuerkennen, sich nicht zurechtzufinden. All das kann nur schrecklich sein! In einer Gesellschaft, in der fast ausschließlich Leistung und Wissen zählt, ist das so.

Für mich als Christin ist klar: jeder Mensch - egal wie gesund oder krank, reich oder arm, traurig oder fröhlich - er bleibt ein Geschöpf Gottes. Es geht im Kern nicht um die Frage, ob ein Leben mit Demenz noch lebenswert ist. Es geht um die Frage, was ein Leben lebenswert macht.

Mein täglicher Umgang mit an Demenz erkrankten Menschen hat mich gelehrt, meinen Fokus auf andere Qualitäten zu legen: Auch wenn das Gehirn nicht mehr so funktioniert, das Herz der Menschen ist groß und weit. Mögen Bekannte mich fragen: Wie geht es dir? Und gar nicht auf Antwort warten – die Menschen auf dem speziellen Bereich der Seniorenresidenz fragen mich selten, spüren aber viel – weil das Herz nicht dement wird. „Ach, Kürsche macht se“ – hatte die ältere Dame gesagt und mich dabei angestrahlt. Sie, die sonst wenig vom Alltag um sich herum noch versteht, hat begriffen, worum es hier geht – um Kirche, um Gottesdienst, um Gemeinschaft. Und sie freut sich in diesem Moment.

12.3.2019

Neulich war ich mal wieder mit dem Zug in Deutschland unterwegs. Es war proppevoll, fast alle Plätze reserviert und immer neue Zusteiger. Am nächsten Halt wieder ein Strom, der sich in das Abteil ergießt. Ein junger Mann bleibt neben mir stehen und weist auf den leeren Platz an meiner Seite: „Entschuldigung, ist hier noch frei?“ „Klar“, sage ich. „Na, dann komme ich doch einfach mal zu ihnen. Ich fahre auch nur bis Hannover“. Ich merke, dass seine Worte etwas in mir auslösen: Mich hat er erwählt, neben mir möchte er sitzen! Fast habe ich vergessen, dass der Zug voll ist. Ich bin einfach fasziniert von der Wirkung seiner Worte. Sprache ist mein Geschäft. In meinem Studium ging es um Fremdsprachen. Heute beschäftige ich mich vor allem mit der Wirkung von Sprache im Konfliktfall: Wie formuliere ich, damit der oder die andere mich tatsächlich hören und verstehen kann? Welche Art und Weise braucht es, um Mitarbeitende zu motivieren? Wie kann sich Wertschätzung auch durch meine Kommunikation ausdrücken? Und ich berate nicht nur andere: Ich selbst bin immer auch Betroffene, denn tagtäglich erfahre ich, wie Worte mich verletzen oder aufbauen können.

Ich bin überzeugt, dass durch die Art und Weise, wie wir kommunizieren immer auch ein Stück unserer inneren Haltung zutage tritt. Wie wir mit anderen Menschen sprechen, offenbart unsere Einstellung zu ihnen. Wie wir reden und uns geben macht deutlich, was wir vom Anderen halten. In der Politik fällt das besonders auf: wenn plötzlich aus einem Mund völlig politisch inkorrekte Aussagen kommen. Meist war es dann nicht so gemeint... Jesus hat gesagt: „Nicht das macht den Menschen unrein, was er durch den Mund in sich aufnimmt, sondern das, was aus seinem Mund herauskommt.“ Mich fasziniert dieser Gedankengang. Heißt das doch: So wie ich entscheiden kann, was ich esse und trinke, kann ich auch entscheiden, was und wie ich etwas sage. Ich selbst habe in der Hand, ob ich dem Anderen mürrisch oder freundlich begegne. Nachdem der junge Mann in Hannover ausgestiegen war, stellte sich eine Frau in meinem Alter neben mich und herrschte mich mit forderndem Ton an: „Der Platz ist doch noch frei!“ Dieselbe Situation – zwei Arten, damit umzugehen. Ich fand die erste schöner.

*13.3.2019*

Neulich stehe ich an der Kasse vom Supermarkt. Noch 3 Leute vor mir. Ich sehe so vor mich hin, träume... Plötzlich fängt es hinter mir an zu keifen: „Kevin, lass das. Ich habe dir schon hundertmal gesagt ...“ Schon der Tonfall lässt mich den Kopf einziehen. Ich bin froh, dass ich nicht Kevin bin. Und dann kann ich nicht anders, ich muss mich umsehen und Kevin und seine Mutter betrachten. „Na klar“ denke ich „so, wie die aussieht, kann die nicht anders als ihren Sohn anschreien.“ Doch zwei Sekunden später denke ich: „Was bin ich doch für eine arrogante Ziege.“ Wer gibt mir das Recht, so abschätzig über die Frau zu denken? Auch in der Bibel ist von solchen Situationen die Rede – wo ein Mensch überheblich wird, sich selber über andere stellt. Für den Apostel Paulus ein klarer Fall: Egal wie viel jemand besitzt, egal wie gebildet jemand ist, egal wie begabt er ist, egal wie erfolgreich er ist – jeder Mensch beginnt vor Gott mit nichts. Niemand darf sich für etwas Besseres halten, niemand sich über andere erheben. Gott allein weiß, was in einem Menschen vor sich geht – uns steht kein Urteil zu.

Ich lese die Worte des Paulus und denke: Oh Mann, der hat gut reden! Ich kenne mich und mein Schubladendenken, mein schnelles Einsortieren. Obwohl ich es eigentlich besser weiß. Vielleicht hatte Kevins Mutter einen harten Tag. Vielleicht liegen ihre Nerven heute mal besonders blank.

Wenn wir andere messen, tun wir das mit unserem Maßband. Machen unser kleines Leben zum Maßstab für alle anderen. Gott misst anders. Großzügig. Liebevoll. Weil er weiß: Wir sind nichts aus uns selbst. Weil er sieht, was andere nicht sehen: Die Erschöpfung und Überforderung von Kevins Mutter zum Beispiel. Während ich an der Kasse warte, habe ich Zeit, darüber nachzudenken – und anders hinzusehen.

14.3.2019

Wissen Sie, was ich zum Überleben in der täglichen Hektik mit Familie, Beruf und Haushalt dringend benötige? – Gelbe Klebezettel! Ohne diese praktische Erfindung würden mir schon 1000x mehr Menschen böse sein, als sie es wahrscheinlich eh schon sind, weil ich etwas vergessen habe: nicht zurückgerufen, eine Zeitung nicht vorbei gebracht, keine Grüße ausgerichtet. Mein Sohn müsste öfter sagen: „Mama, ich glaube, wir müssen einkaufen gehen. Es ist nur noch Licht im Kühlschrank.“ Die kleinen Dinge sind oft meine letzte Rettung. Ein post-it gegen meine Vergesslichkeit!

Ein solches post-it findet sich auch in der Bibel – in Psalm 103. Da heißt es: „Vergiss nicht, was Gott dir Gutes getan hat.“ Gerade im Alltag vergesse ich das oft, wie viel Gutes ich in meinem Leben erfahren habe. Klar, es gab auch die anderen Zeiten, Dinge, auf die ich gern verzichtet hätte. Aber gerade negative Dinge behalten wir oft besser im Gedächtnis. Erinnern uns viel zu oft noch daran. Hier soll ich andersrum denken: nämlich darauf schauen, was Gott mir Gutes getan hat. Da fällt mir bei genauerem Nachdenken ganz viel ein - gerade die vielen kleinen Dinge, die wir gern für selbstverständlich halten. Für mich sind sie Gottes Geschenk: der doppelte Regenbogen auf meinem Weg von der Arbeit nach Hause zum Beispiel, eine tragfähige Freundschaft, der Besuch der Dompfaffen auf meiner Terrasse... Arbeiten Sie auch mit Klebezetteln? Wenn ja, dann heften Sie doch einen mit dieser Psalmbotschaft an den Kühlschrank: „Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“. Und immer, wenn Ihr Blick darauf fällt, erinnern Sie sich an eine gute Sache, die Ihnen wiederfahren ist. Das verändert unseren Blick aufs eigene Leben. Das Negative wird kleiner – und das Schöne wird groß und gewinnt Gestalt: Wie der doppelte Regenbogen am Himmel. Das ist meine Erfahrung. Denken Sie dran.

*15.3.2019*

Wissen Sie, warum es heute in der Kantine Fisch gibt? Freitag ist Fischtag – so kenne ich es von früher, so erlebe ich es noch heute bei uns in der Seniorenresidenz, in der ich arbeite. Angefangen hat es mit dem Ende der Lebensgeschichte Jesu. Den biblischen Geschichten zufolge wurde der Gottessohn gefangen genommen, angeklagt, verhört und verurteilt – und gekreuzigt. Für Christen fiel dieser Tag auf einen Freitag - den Karfreitag – das bedeutet so viel wie Freitag des Klagens. Und weil die Erinnerung an den Tod Jesu und das Blutvergießen so schmerzlich für die Menschen war, beschlossen sie, an diesem Tag zu fasten, also kein Fleisch zu essen. Als Zeichen der Trauer, aber auch als Zeichen der Buße. Da es um das Fleisch von Warmblütern ging, waren Fische erlaubt. Mit dieser Tradition wollten Christen ein Zeichen setzen, um damit an den Tod Jesu zu erinnern.

Ein ähnliches Freitags-Zeichen gibt es seit einigen Monaten. Greta Thunberg, ein junges Mädchen aus Schweden streikt jeden Freitag, um auf die Gefahren des Klimawandels aufmerksam zu machen. Die 16jährige hat mit ihrer Rede auf der Weltklimakonferenz in Kattowitz weltweite Aufmerksamkeit auf sich gezogen, indem sie den Mächtigen der Welt eine Standpauke in Sachen Klimaschutz hielt und sie an ihre Verantwortung für die nachfolgenden Generationen erinnerte. Ihrem Beispiel, freitags nicht zur Schule zu gehen und dafür zu demonstrieren, folgten und folgen bis heute zehntausende Schülerinnen und Schüler und Studierende. Mir macht dieses Zeichen Mut. Es erinnert daran: Gott hat uns diese Welt geschenkt, um sie zu bewohnen und nicht, um sie zu zerstören.

Wenn heute Mittag Fisch auf ihrem Teller landet, dann ist das ein doppeltes Zeichen: eine Erinnerung an den mutigen Weg Jesu – und eine Erinnerung an das mutige Eintreten für die Bewahrung dieser Erde. Beides ein Zeichen für das Leben.

*16.3.2019*

Vor einiger Zeit war ich im Auto auf dem Weg zur Arbeit. Etliches lag vor mir, vieles war zu tun – und ich war spät dran. Auf der Landstraße dann fuhr vor mir ein Auto im gemächlichen Tempo. Mir schwoll der Kamm. Alle Überholversuche schlugen fehl – zu viel Gegenverkehr, keine Chance. Der macht mich wahnsinnig! dachte ich. Weil er nicht ausreizte, was möglich war. Weil er jede Menge Zeit zu haben schien – aber ich nicht!

Heute muss immer alles schnell und sofort und zack, zack gehen. Dauert es länger an der Kasse, dann bin ich schon genervt. Stehe ich auf der Stadtautobahn im Stau, bekomme ich schlechte Laune.

Manchmal nervt mich das Drängeln anderer aber auch an. Dann fühle ich mich unter Druck gesetzt, wenn manche Menschen ihre Emails postwendend beantwortet haben wollen.

Schicke ich auf eine whatsapp-Nachricht nicht wenigstens ein emoji, kommt bei einigen die Frage, ob alles ok ist. Selbst die Senioren in unserer Residenz haben keine Zeit – alles muss sofort sein: neue Handtücher, ein Gespräch, raus aus der Kapelle nach dem Gottesdienst.

Wir sind dem „sofort“ permanent ausgesetzt und leben selbst in dieser Hektik und Eile.

Mir tut es gut, mich ab und an zu besinnen, dass in der Bibel steht: „Alles hat seine Zeit“.

Auch das Kriechen auf der Landstraße. Hektische Zeiten gehören zum Leben dazu – aber eben auch die anderen. Und wenn ich die biblischen Geschichten über Jesus lese, dann fällt mir auf, wie wenig sie von Tempo und Eile geprägt sind. Wir sind Kinder unserer Zeit, aber dürfen wir uns deshalb nicht ab und an mal korrigieren lassen?

Damals, auf der Landstraße erblickte ich am Wegesrand auf einem dicken Ast einen Habicht. Nur kurze Sekunden lang konnte ich ihn betrachten, dann raste mein Auto weiter. Und ich freute mich über diese Unterbrechung, die mich aus meinem „Schnell-schnell-Hamsterrad“ rausholte. Ich hätte ihn gar nicht bemerkt, wäre ich schneller gefahren. Seit jenem Tag kann es trotzdem vorkommen, dass ich mich beim Autofahren über sogenannte „Trödler“ ärgere. Aber statt mich über sie zu echauffieren, atme ich nun tief durch und „trödle“ mit.

Versuchen Sie es doch auch mal!